

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup> 27.

Fünfter Jahrgang.

6. Juli 1861.

### Sonnet.

Du sollst der Liebe heil'gen Bann nicht brechen!  
Um fromme Stirnen schlingt sie treu und rein,  
Aus keuschen Strahlen einen Heil'genschein;  
Wer ihn zerreißt, an dem wird sie sich rächen.

Auch sollst du fragen nicht, was Menschen sprechen,  
Der innern Stimme folge du allein,  
Das ist dein Heiligthum, da tritt herein  
Und achte nicht, was Thoren sich erfreuen.

Wenn Liebe ward, der wurde hochbegnadet;  
Es krönen ew'ge Rosen ihm das Haupt  
Vom Staub des Irdischen wird er rein gebadet.

Neid wehrt den Zahn, die Lücke droht und schraubt:  
Du aber sprich, was es der Liebe schadet  
So lange sie nur an sich selber glaubt?!  
Robert Lutz.

### Gastel von Plasewik.

(Fortsetzung.)

Eine große Veränderung war inzwischen mit der schmucklosen Gaststube des blauen Rosses vorgegangen; der Fußboden war rein gescheuert und mit Talkum bestreut, damit sich im Tanze leichter darüber fortgleiten lasse; an der Decke hingen drei Glaskronleuchter, jeder mit zwölf Stearinkerzen besetzt; an den Wänden war dieselbe Beleuchtung angebracht, die rothen Gardinen durch lange herabfallende, von weißem Zig ersetzt, die Tische verschwunden, und rings umher stand eine fortlaufende Reihe von Stühlen und mit rothem Wollenzeuge überzogenen Bänke. Die Ecke mit dem eisernen Ofen, der diesmal nur schwach geheizt war, wurde durch eine Art von niedriger Barriere abgeschlossen, hinter der sich sechs Notenpulte und eben so viel schwarzbefrachte Stadtmusikanten befanden. Zwei an den Saal stoßende kleinere Zimmer waren ebenfalls geöffnet; das erstere enthielt ein Blüffet mit belegten Butterbrotten, Kuchen, zwei Bowlen und einer Theemaschine, auf der für Liebhaber Grog bereitet wurde, und diente außerdem mit seinen drei Tischen als Speisesaal; das zweite Gemach war das Rauch- und Spielzimmer für die Herren, die weder am Tanze noch am Zuschauen Vergnügen fanden.

Als der Oberst eintrat, stimmten die Musikanten ihre Instrumente und mehr als die Hälfte der erwarteten Gesellschaft, die etwa aus hundert Personen bestehen sollte, hatte sich bereits eingefunden. Außer den Offizieren der Garnison in großer Galla, von denen nur noch der Lieutenant W. fehlte, bestand die Versammlung, über die mit dem Erscheinen des hohen Herrn ein achtungsvolles Schweigen kam, aus den sogenannten Honoratioren von S. in schwarzen Fracks und weißen Westen oder Linon- und Jaconetkleidern und den ebenso, nur was die Damen anbetrifft, etwas kostbarer kostümirten Gutsbesitzerfamilien der Umgegend. Der Rittmeister stürzte sogleich von der einen Seite auf seinen Chef zu, von der andern der dicke Doktor, welcher Ressourcenvorleser war; beide überboten sich darin, zu versichern, wie unaussprechlich geehrt die Gesellschaft sich durch seine Theilnahme an ihrem bescheidenen Vergnügen fühle. Die übrigen Herren machten Verbeugungen bis zur Erde und ließen sich von dem großen Manne fordbial die Hand drücken; die Bürgerfrauen lächelten auf ihre Töchterchen, die Gutsbesitzerdamen ärgerten sich zum Theil, daß man so viele Umstände mache, und die tanzbaren Fräuleins kokettirten mit den jüngeren Offizieren.

„Wo ist denn aber heute unser W.“ fragte der Oberst bald sehr theilnahmsvoll den Rittmeister; — „ich hoffe doch, daß sich keiner der Herren von einem so allerliebsten Vergnügen zurückziehen pflegt.“

Dem Rittmeister wurde angst und bange, denn da er den Lieutenant erst jetzt vermiste und Nichts von der Ankunft seiner Verwandten wußte, hielt er sich für überzeugt, der versprochene Arrest habe ihn zu trogiger Verschmähung der Gesellschaft seines Brigadefommandeurs bestimmt. In seiner Angst, welche Antwort er geben solle, rief er den Premierlieutenant herbei und schob sie diesem freundlichst zu.

„Lieutenant von W.“ berichtete dieser, — „hat die Verpflichtung übernommen, eine heute ganz überraschend eingetretene Verwandte auf den Ball einzuführen, — vielleicht hat sich die Toilette der Dame etwas verzögert.“

Sowohl das Herz des Rittmeisters als das seines hohen Chefs hüpfte leichter auf, freilich aus verschiedenen Gründen.

„Ah, eine Verwandte?“ fragte der Letztere beiläufig.

Der Premier erzählte, was er vor Kurzem von W. erfahren haben wollte, daß dessen junge und ungemein reiche Cousine von mütterlicher Seite, die verwitwete Frau von

Blasewitz, eine noch sehr vergnügungslustige Dame, die ohne Liebe an einen alten Gatten gekettet gewesen sei, die Freiheit, die ihr dessen Tod gegeben, jetzt nach Herzenslust auf Reisen benutze und sich die nächste Zeit über in K. aufzuhalten gedenke: da sie ihrem Cousin aber nicht so ohne Weiteres habe vorbeigehen wollen, hätte sie auch S. berührt und sich auf sein Zureden entschlossen, den heutigen Reissourcenball zu besuchen.

„Also lebenslustig und ohne Zweifel auch heiratslustig!“ brummte der Oberst in sich hinein. „Eigentlich sonderbar, daß sie sich so ohne überzarte Rücksichten an den jungen W. hängt, — aber es ist wahr, sie ist lebenslustig, eben erst Witwe geworden und will das Versäumte nachholen. Alle Teufel! sie wird doch nicht Absichten auf ihren Cousin haben?“

Der Oberst war über diese Idee so erschrocken, daß er erst einer ganzen Weile bedurfte, um sich mit der Erwägung zu trösten, daß ein Sekondelieutenant in keiner Beziehung mit einem Brigadefeldmarschall, wenn dieser noch von einigermaßen jugendlichem Aussehen sei, Stich halten könne; sollte ihm diese Sache aber dennoch bedenklich vorkommen, so wollte er bei der Parade befehlen, daß der Lieutenant unmittelbar nach derselben seinen Arrest anzutreten habe.

Der Saal füllte sich indessen immer mehr und die Instrumentenstimmen wurden immer lauter. Die Augen des Brigadefeldmarschalls hingen gespannt an der Thür. Endlich erschien die Ersuchte am Arm des Lieutenants von W., der gar nicht wie ein Liebhaber, sondern nur wie ein etwas gelangweilter, aber sehr höflicher Cousin ausah; das mußte Jedem auf den ersten Blick einleuchten und beruhigte auch den Obersten vollkommen. Frau von Blasewitz, die eine sehr elegante Toilette — ein hohes hellblaues Seidenkleid mit reichem Spitzenbesatz und nicht übertriebenem, aber gediegenen Goldschmuck — trug, erregte nicht allein dadurch, sondern auch durch ihre etwas herausfordernde Schönheit und ihr grazioses sicheres Auftreten allgemeines Aufsehen; ihre zierliche Gestalt harmonirte vollkommen mit dem reizenden Gesichte, und besonders auffallend war das kastanienbraune Haar, das eine prächtige Federcoiffüre trug.

„Das ist die Königin des Balles! — Wer ist sie? — Eine Fremde aus Sachsen? — Sehr reich soll sie sein und Witwe!“ — zischelten sich die Herren in die Ohren und eilten, sich ihr vorstellen zu lassen, während die Mütter sehr lange Gesichter machten und die Töchter die Näsen rümpften.

„Ihr Mann ist erst vor einem halben Jahre gestorben und sie trägt nicht einmal Trauer und reißt zu Vätern umher,“ hieß es hier. „Aber so geht es in der großen Welt zu; sie wird doch nicht etwa tanzen wollen?“

Ja, das wollte die kleine Witwe wirklich, und die Mutterherzen schwoilen vor Galle, als sie zur ersten Polonaise mit dem Obersten von W. antrat, der den Lieutenant von W. sehr artig gebeten hatte, ihn seiner Frau Cousine vor-

zustellen. Die Gattin des Rittmeisters erklärte ihrem Manne, der sie um's Himmelswillen bat, sich zu beruhigen und keinen Clat zu machen, mit bleichem Antlitz, daß sie den ganzen Abend über keinen Schritt tanzen werde, denn ihr hatte ja von Rechts wegen die erste Polonaise an der Hand des Brigadefeldmarschalls gebührt. Des letzteren Gesicht strahlte offenbar von Entzücken und er unterhielt sich auf das Angelegentlichste mit seiner Dame, die Artigkeit und Liebenswürdigkeit selbst zu sein schien.

„Ein köstliches kleines Weib!“ raunte der Oberst dem Rittmeister in die Ohren und zwickte ihn dabei ganz begeistert in den Arm, denn Einen mußte er doch wenigstens haben, gegen den er sein volles Herz überfließen lassen konnte.

Der Rittmeister war ebenso weit davon entfernt, das Zwickeln übel zu nehmen, als die Vernachlässigung seiner Frau; da er sie nicht zu einer Aenderung ihres Entschlusses hatte bewegen können, zerriss er selbst sich fast in Ehrerbietigkeit und Dienstfertigkeit gegen seinen Chef, damit im Falle eines Ungewitters dasselbe wenigstens noch möglichst gnädig an ihm vorübergehe.

Man pflegte auf den Honoratiorenbällen zu S. immer in voller Formlichkeit drei Polonaisen zu tanzen. Sobald die Musik zu der zweiten erklang, näherte sich der Oberst der Frau Rittmeister und bat sie um die Ehre des Tanzes. Der Rittmeister, der wie ein Luchs aufpaßte, wurde blutroth und hielt den Athem an sich, aber die Dame erhob sich mit dem zuvorkommendsten Lächeln, machte eine Art von Knicks und legte ihre Linke im rosa Blaceehandschuh in die mit Waschleder bezogene Rechte des Brigadefeldmarschalls.

„O Gott, wenn sie nur bis zuletzt aushält!“ dachte der Rittmeister seufzend.

Und sie hielt aus; der Oberst sagte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten, als er sie wieder nach ihrem Plaze zurückführte, und nickte dann sich ihrem tief vorbeugenden Gatten freundlich zu.

„Tausend Dank, mein Engel, mein Lamm, daß Du so vernünftig gewesen bist,“ flüsterte dieser ihr zu, als es geschehen konnte, ohne daß er behorcht zu werden dachte. „Und wenn ich sie ewig schuldig bleiben sollte, ich kaufe Dir jetzt eine goldene Uhr, die Du Dir so lange gewünscht hast.“

Die beiden Gatten warfen sich einen Blick zärtlichen Einverständnisses zu. (Fortsetzung folgt.)

## Kulturhistorisches aus Laibach im 18. Jahrh.

Von A. D.

In einem alten Reisewerke finden wir Nachrichten über Zustände unserer Landeshauptstadt in einer uns schon ziemlich fern liegenden Epoche, den letzten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts, welche von einigem Interesse sein dürften. Unser Berichterstatter betritt Krain von der Meeresküste her,

behandelt die Geschichte von Triest und gibt zunächst einige statistische Daten über Krain. Wir heben daraus hervor, daß es nach der Mappirung 1,957.000 Joch in 3 Kreisen und 68 Werbbezirken umfasse, mit einer Bevölkerung von 419.411 Seelen in 879 Gemeinden. Bei der Annäherung an die Landesgrenze erzählt der Verfasser, daß die Gegenden um Sessana von türkischen und venetianischen Räubern beunruhigt wurden, zu deren Ueberwachung hölzerne Wacht Häuser mit Militärposten bestanden. Das Räuberunwesen in diesen Gegenden scheint demnach ein tief eingewurzelttes Uebel gewesen zu sein. Wissen doch noch unsere Tage von Ueberfällen bosnischer Räuber in Gottschee und einem Streifzuge bis an die Thore der Kreisstadt Neustadt. Später bildeten entsprungene Soldaten, besonders in einigen Gebirgsgegenden Oberkrains die Schrecken der Landbewohner, und eben jetzt macht der Räuber Sicherl in Oberkrain von sich reden. Die zweimalige Brandlegung in Krainburg ist man geneigt, seiner Bande zuzuschreiben. Arbeitsheues bettelndes Gesindel soll in Oberkrain überhaupt sich mehren, und die Bevölkerung, besonders in entlegenen einsamen Orten förmlich brandschlagen. — Ueber das Quecksilberbergwerk Idria erfahren wir von unserem Reisenden, daß es jährlich 12.000 Zentner mit einem reinen Gewinn von 1 Million liefere. 1785 habe man 12.000 Ztr. gewonnen, von welchen der Zentner zu 150 fl., das Pfund einzeln zu 2 fl. verkauft wurden. 1786 sei zu Idria auch eine Zinnoberfabrik entstanden, in welcher jährlich 700 Ztr. Zinnober produziert werden. Seitdem Spanien das Idrianer Quecksilber für seine Bergwerke nach Amerika beziehe, könne nicht genug Quecksilber für dortige Bestellung geliefert werden.

Bei der Ankunft in unserer Landeshauptstadt schildert unser Reisender die anmuthige Lage der Stadt in der weiten fruchtbaren Ebene, welche der waldige Schloßberg überragt, derselbe, der jetzt der einherstürmenden Vora eine kahle, nur von einigen melancholischen Pappeln unterbrochene Fläche darbietet. In alten Quellen lesen wir noch vom dichten Bergforste, der das Schloß umgab, und die Abbildung im Valvasor zeigt uns noch einen dicht umbüshten Berg. Lebende wissen auch noch von dem kühlen Waldschatten, der vom Schlosse Unterturn bis zur sog. Jois'schen Allee (in der Nähe der Triester Kommerzialstraße) hinabreichte. Könnte nicht unser, ein so erhabenes Panorama beherrschender Schloßberg einige schattige Ruheplätze und Anlagen erhalten, wie sie den Grazer in so reicher Fülle schmücken? Unser Reisender rühmt unsere Stadt als wohlgebaut, führt einige Gebäude von schöner Architektur an, und schätzt die Einwohnerzahl auf 14.000, theils Deutsche, theils Wenden. Uebereinstimmend finden wir auch in „Deutschlands Nationalkalender“ Leipzig 1794, die Einwohnerzahl mit 14.500 in 500 Häusern. Das gemeine Volk, fährt unser Gewährsmann fort, spreche meist wendisch und sei noch in ziemlicher Finsterniß, dagegen herrsche unter der mittleren Klasse, dem Adel und Volk viel Aufklärung. An den Geistlichen wird Artigkeit und theologische Bildung

gerühmt. Sie seien mit den besten Schriften der Protestanten bekannt und wissen sie zu würdigen. Unser Reisende war Augenzeuge, wie Geistliche in Buchläden Schriften protestantischer Theologen kauften oder verschreiben ließen. Durch solche, von Vorurtheilen freie und aufgeklärte Geistliche könne und müsse, meint er, bei dieser Nation viel Gutes gestiftet werden. Es kommt nun die Rede auf die Verhältnisse des Bisthums. Kaiser Josef habe es zu einem Erzbisthum, mit Widerspruch des Papstes, erhoben. Graf Herberstein sei zu dieser Würde gelangt (unrichtig), ein um das Schulwesen sehr verdienter Mann, rechtschaffen und vorurtheilsfrei, ein Feind der Jesuiten und Anhänger der Jansenisten. Die ersteren hatten aber eine starke Stütze an dem damaligen Kreishauptmann Baron Taufferer, nach dessen Tode ihr Einfluß wieder sank. Der Verfasser kann hier das interessante Thema der Josefianischen Reformen nicht vermeiden.

Der Freund kulturhistorischer Schilderungen wird uns eine kleine Abschweifung zu Gute halten. Man weiß, einen wie tiefen Widerstand die wohlwollenden, wenn auch seiner Zeit vorangeeilten Absichten des Kaisers fanden. Unser damaliger Seelenhirt, Graf Herberstein, trat in einem (1782 gedruckten) Hirtenbriefe auf die Seite der Regierung, deren kirchliche Richtung er mit allen Waffen des Geistes und einer wahrhaft christlichen Milde verfocht.

Eine 1783 erschienene Broschüre: Dem Fürstbischöfe von Laibach gewidmetes Glaubensbekenntniß von Hans Michael Börweg, Bürger von Laibach,“ eröffnete dagegen eine heftige, mit viel biblischer Befessenheit und theologischem gelehrten Apparat geführte Controverse. Der Verfasser gibt sich als einen Volksmann, der in seiner Jugend, nach alter ehrsamter Sitte des Handwerkes weit umher in der Fremde gewandert, wie er selbst sagt: Ich kam weiter als in die Schischka, weiter als bis Beschigrad (Bezigrad) oder Werksburg, weiter als bis Spela na luzi, weiter als bis zur neuen Grabenbrücke (hier also die damaligen Vergnügungsorte Laibachs). Der Weitgewanderte diente sohin seinem Kaiser als Reitermann in Belschland und Germanien, sowie er jetzt, fügt er bei, die hierländischen Herrschaften und Klöster mit der Nadel in der Hand treu und redlich bediene. Der wackere Meister bekennt sich als eifrigen Bibelleser, rühmt sich, daß seine Mitbürger ihn lieben, der Adel sich gern von ihm bedienen lasse, er in den Klöstern aller Orten gern gesehen werde. Auf solche Art bekomme er bald beim Franziskanerprokurator, bald beim Kapuzinerlektor, bald beim Augustinerprediger, bald beim P. Subprior der Discalceaten, zuweilen auch bei einem Weltpriester, manches „Büchel von den jetzigen Modegelehrten.“ „Die haben mir den stolzen Gedanken in den Kopf gesetzt: wenn Bürger, dachte ich, in Klagenfurt ihr „Glauben, Hoffnung und Liebe“, wenn Bürger in Wien ihr „Glaubensbekenntniß“ herausgeben, warum sollte bei gegenwärtiger allgemeiner Pressfreiheit einem Bürger von Laibach weniger erlaubt sein, seinen Glauben öffentlich im Druck bekennen zu dürfen? Besonders da wir Bürger von Laibach fast in der katholischen Welt verschrien

sind, wir wären mit unserem allergnädigsten, allerhochwürdigsten, allerhochgelehrtesten Fürstbischöfe schon halb lutherisch, und wir lebten in diesen allenthalben aufgeklärtesten Zeiten in der Finsterniß der größten Dummheit, des größten Aberglaubens, der schändlichsten Mißbräuche und wüßten selbst nicht, was wir seit 200 Jahren seien, eben von der Zeit an, als weiland Primus Truber in seiner Kathedrale bei St. Elisabeth, und Christof Spindler bei St. Clemens in Laibach die reine Lehre predigten, und als Juri Kobila (Dalmatin) in seinem Bathmos zu Auersperg die krainische Bibel (eine zur Uebersetzung des deutschen Normalkatechismus aufgestellte bischöfliche Kommission nennt sie am letzten Blatte: die unsere) schrieb und als sich ihnen und ihrem ganzen Anhange der echte weltbekannte Eifer des für mein Vaterland unvergeßlichen Laibacher Bischofes Ehrön und des ruhmvollen Abten von Sittich männlich entgegensetzte. . . . . Komödien fruchten mehr als Predigten, dieß sagen Leute, welche ihre hohe Theologie bei der schönen Kaffehiederin am Plage praktisch vervollkommen.“ Weiter inñnuirt der Verfasser, der Hirtenbrief sei nicht aus der bischöflichen Kanzlei, sondern aus einer geheimen Gesellschaft in Wien, deren Versammlungen im Hause eines Frn. von W\*\*\*, der der Fürstbischöf öfter beiwohnte, auch (bei den Tafellagen) speiste, hervorgegangen. Der Epilog aber sei das Werk eines jüngeren bischöflichen Kanzlisten. Probst Witola scheint in diesem religiösen Meinungsstreite Partei für den Bischof genommen zu haben, wie aus der Erwähnung einer Schrift von ihm „Erinnerung an den Exjesuiten Herrn Wurz“ hervorgeht. Wir erfahren hiebei, daß Graf Herberstein in seiner Bibliothek kein einziges Werk eines Jesuiten hatte. Interessant sind angebliche freimüthige Aeußerungen der Laibacher Bürger. So habe der Stadtrichter auf die Frage des Bischofs: Was sagen die Leute von mir? geantwortet: Die meisten, daß ihnen fürstliche Gnaden nicht gutkatholisch, sondern halblutherisch scheinen. Wegen der (abgestellten) Prozessionen machten zwei Bürger, Rektor und Kassier der Welterlöserbruderschaft in der Domkirche dem Bischofe Vorstellungen. Die Bauern sollen nach dem Pamphletisten den Bischof eine „lutherische Perrücke“ genannt haben. Nun folgt das eigentliche in Paragraphen eingetheilte Glaubensbekenntniß, mit Anmerkungen. Seite 28 finden wir eine Notiz über eine beabsichtigte Bibelübersetzung des P. Marcus (Hochlin), deren Herausgabe ihm in Wien bewilligt, aber vom Laibacher Bischofe untersagt worden, weil er ein Mönch sei. Man versichere, daß eine Bibelübersetzung schon von anderer Seite vorbereitet sei, aber von wem? fährt der Pamphletist fort, von den wirkenden (Operosen?) oder Leitenden Gesellen in Laibach? Von der wirkenden Gesellschaft in Laibach hat uns Herr Graf Joh. Nep. von Edling eine hochdeutsche Idylle im Auslande drucken lassen. Noch zwei andere von der Gesellschaft sind bekannt. Herr Einhart (mit seinem akademischen Namen weiß ich ihn nicht zu nennen) lernte ich kennen durch

sein Werkchen „Blumen aus Krain“ und „Josef II. nach dem Tode Maria Theresia's“, worin (in dem ersteren) er als Krainer genug deutschen poetischen Witz zeigt. Und wieder ein Aenderer, „Novus“ mit seinem akademischen Namen, hat des Mathias Schönberg „Geschäft des Menschen“ ins Krainische übersezt, welche, sagt der Pamphletist bei, als Mönchskrainerisch verworfen wird. Der Nämliche auch ein krainerisches Rechenbüchel für Kinder. Eine Wiener Broschüre wird hinsichtlich der Bildung des Klerus zitiert, „die Krainer halten sich genau nach der Kirchenversammlung zu Trient, wenn sie die erste Weihe nehmen: „saltem legere et scribere sciat.“ Schließlich beschwört der Verfasser seine Mitbürger, treu beim Glauben zu bleiben, und dieses Buch zu bewahren, damit die Nachkommen einst wissen, welchen Glauben ihre Väter im Jahre 1782 gehabt haben.

(Schluß folgt.)

### Ein Stücklein Poesie in Nordamerika.

Bei den Seneca-Indianern herrscht der Gebrauch, daß, wenn ein Mädchen stirbt, die Angehörigen, oder der Geliebte, einen jungen Vogel fangen, der noch nie gesungen hat. Sobald er aber zum ersten Male seine Fähigkeit zu singen gezeigt hat, läßt man ihn über dem Grabe der Entschlafenen mit der Bitte fliegen, seine Schwingen nicht eher zu schließen, bis er das Land der Geister erreicht und die Gestorbene durch ihren Gesang begrüßt habe.

### Literatur.

Die schwarze Bibliothek. Eine Sammlung interessanter Kriminalgeschichten nach authentischen Quellen von J. Pfundheller. 1861. Druck und Verlag der typ.-lit.-art. Anstalt von L. C. Zamarski u. C. Dittmarsch.

Seit dem Erscheinen dieses Sammelwerkes sind noch nicht zwei Monate vorüber und der zweite Band ist bereits in der Ausgabe begriffen. Es hat das Unternehmen also den Beifall des Lesepublikums.

Der 2. Band beginnt mit der „Fragnerin am Hangelbrunn“, eine Kriminalgeschichte. Therese Kendl, die Gattenmörderin, zählte 22 Jahre und tödtete nach 8 Wochen den Mann, dem sie Alles sein sollte, und nachdem sie den Erschlagenen selbst fortträgt und auf die Gasse wirft, speist sie ganz ruhig gebratene Aepfel und schläft in dem Zimmer der grauenhaften That, auf seinen in ihrem Bette verborbenen Kleidern.

Eines Vorzuges dürfte die „schwarze Bibliothek“ jetzt schon gewiß sein. Herz und Verstand im gleichen Maße beschäftigend, verfolgt sie in höchst origineller Weise das angestrebte Ziel. Sie erzählt nichts Erfundenes. Ihre Menschen, ihre Bilder haben die Treue der Wirklichkeit, haben das Thatsächliche für sich. Die Kriminalgeschichten der „schwarzen Bibliothek“ sind zugleich eine Abspiegelung der Zeit und der in ihr gelegenen gesellschaftlichen Verhältnisse.